

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Sammlung - Ausgewählte Werke**

in zwei Bänden

Prosa

**Peters, Friedrich Ernst**

**Hamburg, 1958**

Raum und Zeit

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876**

## RAUM UND ZEIT

### *Eine Betrachtung aus der Luhnstedter Perspektive*

Der Säugling, der seiner Mutter die Arme aus der Wiege entgegenreckt, möchte den Raum überwinden, der ihm die unmittelbare Erfüllung seiner Wünsche verwehrt. Einige Monate später bewegt er sich kreichend am Boden und entwickelt zum Zwecke der Raumüberwindung seine *individuelle* Technik, die das Ergötzen der Eltern ist. Und wieder Monate später, nachdem es schon gelernt hat, sich an Sesseln, Schränken oder Tischen aufzurichten, verzichtet das Kind in einem heldenhaften Entschluß plötzlich auf die Stütze und geht mit tolpatschigen Schritten, immer vom Fall bedroht, von seinem Standort hinüber zum Sessel des Vaters, der es, wenn das verheißungsvolle Schwinden des feindlichen Raumes zuletzt zu unvorsichtiger Hast verleitet, eben noch rechtzeitig auffängt, so daß dies gefährliche Unternehmen in Lobsprüchen des Vaters und triumphierendem Kreischen des Kindes sein Ende findet. Es hat zum ersten Male den Raum in aufrechter Haltung überwunden, hat in die Vertikale gefunden und damit das Reich des Rein-Kreatürlichen verlassen. Im Gefühl des eigenen Stolzes und aus den Lobsprüchen, mit denen der Vater es nun überhäuft, kommt ihm vielleicht eine dunkle Ahnung von der Bedeutung des Augenblicks. Dies ist eine sehr wichtige Etappe am Wege zur Menschwerdung. Das Kind ist in die Reihe der geistbestimmten Wesen eingetreten und hat von nun an den Kopf oben zu tragen.

Ist nicht alles menschliche Tätigsein in einem bestimmten Sinne Raumüberwindung, und sollte es nicht möglich sein, von diesem Gedanken her die Geschichte der Zivilisation zu erzählen? Der ergötzliche Schwank von den „Sieben Faulen“ zu Bremen scheint mir von dieser Annahme auszugehen. Eroberung des Raumes nun wird immer nur möglich durch Opfer an Zeit, und so treten Raum und Zeit in ein eigentümliches Spannungsverhältnis. Auf diesen Gedanken kam ich schon sehr früh, und ich durfte auf ihn

unangefochten stolz sein bis zum Tage der Entdeckung, daß schon Plotin ihn vorgetragen hat.

Obwohl nun die Bestätigung eines eigenen Gedankens durch den alten Weisen etwas außerordentlich Stärkendes hatte, brachte sie doch auch — wie das so zu gehen pflegt — dem jugendlichen Wahn denkerischer Originalität starke Schrumpfung, war also hinsichtlich des Selbstgefühls von zweideutiger Wirkung.

Es ordnet sich der Raum vornehmlich dem Leibhaften, dem nach außen gerichteten Tätigsein des Menschen zu, die Zeit aber dem Leben der Seele; und so ist man versucht, auch hier die dem Deutschen so teure Antithese von Zivilisation und Kultur zu erkennen. Es mag wohl das Gefühl, als Herr über den Planeten gesetzt zu sein, zum ersten Mal wie ein Rausch über den Menschen gekommen sein, als es ihm gelungen war, Reit- und Zugtiere zu zähmen und Wagen zu bauen. Welch ein Triumph, den Raum in kürzester Zeit zu bezwingen, und dabei gleichzeitig die Mühen der Fortbewegung auf die überlistete Mitkreatur abzuwälzen!

Dies war ein Anfang, von dem zunächst eine langsame, durch mäßige Steigerungen gekennzeichnete Entwicklung ausging, die für das menschliche Selbstbewußtsein ein überaus bekömmliches Klima schuf, bis mit der Dampfmaschine das eigentlich „veloziferische“ Zeitalter anbrach. Nun wurde es schwierig, der dunkel empfundenen Pflicht zu genügen, die gewonnene Zeit für das Leben der Seele zu nutzen. Es erhob sich die Frage: „Was fangen wir an mit der ersparten Zeit?“ Diese metaphysische Beunruhigung, die Furcht vor dem Schaddennehmen an der Seele, ließ sich für längere Zeit bannen mit dem Spruch: „Time is money.“ Da die Welt sich zunehmend merkantilisierte, konnte sich das wilde, besessene Streben nach immer schnellerer Raumüberwindung noch für eine Weile als zahm und rationalisiert geben. Die Begründung „Time is money“ war so wunderbar plausibel.

Wo das Wort des Augustinus „Gott und meine Seele — nichts weiter“ Leitstern der Lebensfahrt ist, da erscheint es als Torheit, für den Raum kostbare Zeit zu opfern. Einsiedler und Mönche aller Religionen wissen das, und jedes Leben, das entschieden auf den Geist und das Innere gerichtet ist, nimmt in seinem Äußeren mit Notwendigkeit Züge des Mönchischen an. —

○ Luhnstedt im Jahre 1900! Schmale, gewundene Wege führten im Sommer durch tiefen Staub und im Winter durch ebenso tiefen Schlamm zwischen hohen Knicks hin in eine Einsamkeit, vor der das veloziferische Zeitalter noch erschrak. Hinter den Wäldern zu Osten des Dorfes, in einer Entfernung von zehn Kilometern, lief die Eisenbahn hin, die keineswegs als notwendig und unentbehrlich empfunden wurde, sondern mehr als das Riesenspielzeug einer Art von Menschen, die man zwar mit Mißtrauen beobachten mußte, am Ende aber doch mit einem Achselzucken gewähren lassen durfte, weil Luhnstedt eben Luhnstedt war, ein Dorf, das mit seinen von jeher freien Bauern nach eigenen Gesetzen lebte und für das „1900“ eine um mindestens 100, vielleicht auch 200 Jahre vorverlegte Zeitbezeichnung darstellte.

○ Hier stand die tägliche Nötigung zur Raumüberwindung noch unangefochten im Zeichen von „Pferd und Wagen“. Als eine Bauerntochter sich nicht erschüttern ließ in ihrem Entschluß, einen Handwerker zu heiraten, da faßte die Mutter ihren tiefen Kummer über die in ihrer bedenkenlosen Freiwilligkeit völlig unverständlich gewordene Deklassierung in die Worte: „He hett jo keen Peerd un Wagen!“ Pferd und Wagen bestimmen im dörflichen Leben den Rang. Aber ich war nie im eigentlichen Sinne ein Dorfjunge, und die sonst doch wohl einigermaßen suggestive Wertordnung der Umwelt hatte über mich keine Gewalt.

○ Obwohl mir Pferde zeitlebens etwas unheimliche Tiere geblieben sind, war doch gelegentliches Reiten ein hoher Genuß. Vielleicht lag gerade im Unheimlichen das Anziehende. Im Sommer gehörte es zu den Obliegenheiten der Hofsöhne oder der Dienstjungen, nach getanem Tagewerk die Pferde auf die Weide zu bringen. Unser Haus lag am Dorfausgang, und so konnte ich hinter der nächsten Wegbiegung ungesehen ein – natürlich ungesatteltes – Pferd besteigen. Entgegen strenger Weisung des Bauern wurden die abgearbeiteten Gäule dann auch noch einmal zum Trab oder gar zum Galopp gezwungen.

○ Hans Göttsche – sein hämisches Lachen belehrte mich darüber – legte es darauf an, mich zum „Sandrüter“ zu machen, mir die Schmach des Abfallens zuzufügen. Der Zuckeltrab des Anfangs hatte denn auch seine Gefahren. Meine noch kurzen Beine konnten den gewaltigen Pferderumpf nicht ausreichend umklammern,

und so mußten die Hände oft mit gekrampften Griffen in der Mähne Halt suchen. Wenn aber die kurzen, eckigen, stoßhaften Bewegungen des Trabes in den wohligen, gerundeten Schwung des Galopps übergingen, dann war ich kein schlechter Reiter mehr, sondern ein Ritter, der mit dem Rausch schnellen Raumgewinns zugleich die gelungene Unterjochung der Kreatur genoß. Vor dem „Heck“ der Weidekoppel blieben die Pferde, die selbst noch einmal in Leidenschaft geraten zu sein schienen, mit einem gefährlichen Ruck stehen. Machte ich hier Hans Göttches letzte Hoffnung auf die Wirkung des Beharrungsvermögens geistesgegenwärtig zunichte, hielt ich mich oben, dann war er sichtlich enttäuscht, weil wieder einmal der Nachweis mißlungen war, daß sich ein Böttcherjunge sträflich vermißt, wenn er sich mit Pferden einläßt. Hans Göttche war ein Sonderfall. Andere Jungen ließen ihre Einladung zum Mitreiten gutmütig und ohne jeden Hintergedanken ergehen.

Im Leben eines Bauernjungen bezeichnen sich die entscheidenden Stationen auf dem Wege zur Männlichkeit durch Erlebnisse mit „Pferden und Wagen“. Wer zum ersten Mal vom Sitzbrett aus, Peitsche und Zügel handhabend, „ut Leit“ fährt, ist dem Vater oder dem Großknecht um ein erhebliches näher gerückt. Für mich freilich gab es Derartiges nicht. Ich mußte meines Reifens an anderen Merkzeichen innwerden. —Die Bedürfnisse des handwerklichen Betriebes sowohl als auch die bescheidene Viehhaltung machten es von Zeit zu Zeit erforderlich, „Fuhrwerk anzunehmen“. Den Verträgen, die mein Vater zu dem Behufe abschloß, lagen nun keineswegs bestimmt gefaßte Abmachungen zugrunde. Vielleicht lag den Bauern daran, solchen Spanndiensten von ihrer Seite denn doch entschieden den Charakter des Beiläufigen zu geben, dessen Gegenwert sich bei der Festlegung in Mark und Pfennig etwas lächerlich ausnehmen mußte. Als kleine Gefälligkeiten, von denen weiter nicht die Rede zu sein braucht, nahm sich dies alles viel vorteilhafter aus. Dem Billigkeitsempfinden meines Vaters und freilich auch seinem Stolz blieb es überlassen, in geeigneter Weise für den Ausgleich zu sorgen.

Meistens war Hans Vollert, der alte Freund meiner Eltern, den ich seiner Erzählerqualitäten wegen so sehr liebte, zum „An-

spannen“ erbötig. Da ging es zum Beispiel in der Frühe eines stillen, sonnigen Septembersonntags hinaus ins Gebiet der nördlich vom Dorf gelegenen Katzheide, um für die Schweine die Winterstreu „ans Haus zu bringen“. Dem etwas klapprigen und vernachlässigten Fuhrwerk unseres Freundes wurde zwar die Erfüllung gewisser Repräsentationspflichten ziemlich sauer; aber das kümmerte mich nicht. Immerhin bewegten wir uns durch das Dorf in einem achtungheischenden Trab, den dann jenseits der Brücke über den „hinteren“ Bach die guten Mähren ohne Geheiß beendeten. Dazu war guter Grund; denn der Weg versandete mehr und mehr und stieg außerdem aus dem breiten Tal der Au und ihrer Nebenbäche langsam zur Höhe der Heide empor.

Meine Spaziergänge mieden diese Gegend, die mir einstweilen noch öde, kahl und langweilig vorkam und mich ein wenig demütigte, weil sie mir die Mühsal der Raumbeziehung so klar machte. Heute nun war ich der Herr. Der einsamen, eigengeformten Knickeiche dort ist befohlen, sich mir zu nähern und sich bequemer Betrachtung darzustellen. Sie tut es widerwillig, während das Pferdegeschirr mit seinem Lederzeug knirscht und jankt, mit seinen Ketten klirrt; und die Räder malmen im eisengrauen Sand. Die plattdeutsche Sprache bezeichnet sehr schön die Aufgabe einer beschwerlichen Wanderung als „Hinharren“. Heute müssen die Dinge, die an den zahlreichen Wegbiegungen fern vor mir auftauchen, sich zu mir hin bemühen, und ich streife sie beim Vorüberfahren mit einem durch Wohlwollen gemilderten Herrenblick.

Und Hans Vollert erzählt. Er ist schon hoch im Wort, und der schöne, stille Morgen und die Gewißheit, Ohren zu predigen, die seine Künste gebührend zu würdigen wissen, steigern seine Laune. Manche Leute sitzen geduckt und mürrisch auf ihren Sitzbrettern. Man sieht ihnen an, daß sie sich nicht aus Plackereien und kleintlichen Gedanken zu erheben vermögen. Aber wir, wir sind von anderem Schlage, und wenn wir denn auch „Heide fahren“ müssen, und dazu noch am Sonntagmorgen, so wissen wir uns dennoch ein Fest daraus zu bereiten.

Wir fahren am Rande des Kattbeker Geheges hin. Hans Vollert bezeichnet mit seiner Peitsche dort drüben rechts die Stelle, an der Kattbeker Bauern vor einem runden Jahrhundert, im

Kosakenwinter, einen dieser Steppensöhne, den sie in gerechtem Zorn erschlagen, heimlich verscharrt haben. Ein kleiner Hügel, so versichert er, bezeichnet heute noch den Ort. Und wieder ein Jahrhundert früher, im Nordischen Krieg, hat man dort links — seht ihr den kleinen, heidebewachsenen Hügel? — die Luhnstedter Opfer der Pest unter völligem Verzicht auf Feierlichkeit eingegraben. Auf der „Schlööp“ wurden die Leichen hinausgeschleift. Darüber hinaus kann ja wohl die Entwürdigung des Menschen nicht mehr gesteigert werden! An die dreißig Dorfgenosser mußten in angstschlotternder Hast damals einfach so beiseite geschafft werden. Das über alle Begriffe kostbare Menschenleben war billig in jener fernen, grauen Zeit.

Aber *meine* Zeit, dies sonnige Heute, ist von Grund auf anders beschaffen, und so können Hans Vollerts Nachrichten aus der Historie mir kein Grauen bereiten, sondern nur meine Lebenslust durch ein kleines Gruseln angenehm steigern.

Denn die Geschichte ist ja 1871 mit der Einigung Deutschlands und der Aufrichtung des Deutschen Kaiserreiches an das Ende gelangt, das Gott ihr von Anfang her gesetzt hatte. Mir hatte dieser Gott ein Zeichen seiner besonderen Gunst dadurch gegeben, daß er mich erst ins Leben stellte, nachdem er alles so wohl geordnet hatte. Der Verzicht auf Abenteuer, Heldentum und Ruhm, der damit allerdings von mir gefordert wurde, schien mir nicht schwer zu sein, wenn ich bedachte, daß in kriegerischen Zeitläuften Leichen auf der Schlööp zur flüchtig ausgehobenen Grube geschleift wurden. Der liebe Gott hatte sich denn auch nach der Beendigung seines Hauptgeschäfts, der Gründung des Deutschen Reiches, aus dem Weltgetriebe so ziemlich zurückgezogen. Befriedete und gesittete Menschen konnte er ohne Bedenken sich selbst überlassen. Aus seiner Ferne übersah er jedoch alles nach wie vor mit wachsamem Auge und behielt sich für besondere Fälle das Recht des Eingreifens vor. Meine Knabenfrömmigkeit war also, wie das überhaupt bei Optimisten aller Art der Fall zu sein pflegt, stark deistisch gefärbt.

Wir waren unterdessen links in einen wenig benutzten Nebenweg eingebogen. Hier war in der Mitte zwischen tief eingewühlten Wagenspuren ein heidebewachsener Erdstreifen stehengeblieben. Die Knicks wurden spärlicher oder versagten uns sogar ganz

die Begleitung, so daß dem Blick von der Höhe des Wagens die Weite der Katzheide preisgegeben war. Zu unserer Linken gingen die Wege abwärts ins Moor. Wir schauten über die braune Ebene, sahen die an düsteren Tagen unheimlich düsteren Moor-kuhlen im Sonnenschein wie lachend aufblitzen, und Hans Vollert bezeichnete die Besitzer der schon auf festem Grund stehenden Torfscheunen, „Torfschauer“ genannt, in die der noch heimzube-fördernde Torf vorläufig geborgen wird, ehe die Herbstregen das eigentliche Moor unbefahrbar machen. Nun richtete sich die deu-tende Peitsche auf einen Trümmerhaufen, aus dem nur noch ein Pfosten hoch aufragte. Hans Vollert erläuterte mit Lachen und gesteigertem Erzählerbehagen: „Dor harr Hans Sievers fröher 'n wunderschön Törfschuer. Nix mehr vun na! Nur eine einz'ge Säule zeugt von entschwund'ner Pracht.“ Wie liebte ich ihn in solchen Augenblicken! Hier kam die ohne eigene Krafthergabe vollzogene Bezwingung des Raumes der Seele unmittelbar zu-gute.

Was hierauf beim Laden des Wagens als Arbeit von mir ge-fordert wurde, war auch nur ein Spiel. Und dann kam die Heim-fahrt. Ich lag auf hochbeladenem Wagen, auf dem Rücken ausge-streckt, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und sah in die Bläue des Himmels empor. Erschütterungen, die der Wagen von den vielen Unebenheiten des Weges hinnehmen mußte, drangen durch die mildernde Heidelast nicht zu mir herauf. Mir ver-wandelte sich alles in ein wohliges Schwanken und Schaukeln. Ich richtete mich aus dem stark duftenden Kraut, in das ich hin-ingesunken war, nicht auf; ich ließ mit mir geschehen, hatte der Umgebung nicht acht und ließ mir von guten Geistern den Raum als ein Geschenk zu Füßen legen. In der Vereinbarkeit der Orts-veränderung mit tiefster Ruhe meines Körpers, mit ungestörtem Träumen und Sinnieren lag das Wunder der Stunde. —

Hans Vollert lieb auch sein Fuhrwerk und dazu die eigene Person als Kutscher her, wenn am 28. August der Geburtstags-besuch beim Ahnen in Klein-Vollstedt oder später in Bokelholm besonderer Umstände wegen besonders festlich ausgestaltet werden mußte, wie es etwa 1897 der Fall war, als das Leben des Großvaters mit 80 Jahren „hoch gekommen“ war. Bei der sorg-losen Lässigkeit Hans Vollerts mußte man auf Zwischenfälle

und Abenteuer ständig gefaßt sein, und es schien mir, als würden solche zuweilen gar mit Fleiß gesucht. Bei der Einfahrt in Holtdorf begann das Fragen: „Sind die Hegepforten offen?“ Hinter dem Dorf war nämlich das Brammer Gehege zu durchqueren, das am Ein- und Ausgang durch hohe, weiße Schlagbäume abgesperrt werden konnte. Durch eine schwere Kette mit gewaltigem Vorhängeschloß wurde die Sperrung unwiderruflich gemacht. Die Angaben der Holtdorfer waren widersprechend und darum für mich beunruhigend; aber Hans Vollert lenkte das Gefährt doch in lachendem Vertrauen auf unser gutes Glück auf Wolkenhaars Koppel, die von ihrer Höhe im Norden den Blick auf das sonderbar nahe gerückte Rendsburg freigab. Der Stein mit der Inschrift „Köhns Höhe“ war gewiß eine große Sehenswürdigkeit, konnte aber die Aufmerksamkeit nur flüchtig fesseln, weil die Frage: „Sind die Hegepforten offen?“ uns in wachsende Spannung versetzte. Waren sie etwa geschlossen, so mußte erst im engen Sandweg das beschwerliche Wenden ausgeführt werden, und dann standen wir vor der entsetzlichen Nötigung, über „Petersburg“, ein einsam liegendes Gehöft, den Umweg zu nehmen. Das bedeutete ein Zeitopfer von etwa einer Viertelstunde; aber Hans Vollert schien es erst im äußersten Notfall vertretbar zu sein. Vorerst lockte ihn der Versuch, dem feindlichen Raum ein Schnippchen zu schlagen. Das Wort „Petersburg“ kam ihm, wie allen anderen, wohl auch aus lachendem Munde, und doch klang es mir so drohend, als hätten uns die geschlossenen Hegepforten wirklich den abenteuerlichen Umweg durch das moskowitzische Reich aufzwingen können.

Aber die Pforten waren offen. Wie hätte es denn anders sein können? Ich schämte mich ein wenig, weil ich im Schutze meines Vaters und Hans Vollerts — man denke! — an dem guten Stern über unserer Fahrt einen Augenblick gezweifelt hatte.

An einem Kreuzweg, mitten im Walde, waren der Rinde einer mächtigen Buche die Umrisse einer menschlichen Gestalt eingeritzt. Das von uns so benannte „Gespenst“ war ein besonderes Merkzeichen am Wege zum Großvater. Sonst, bei der insgesamt dreistündigen Fußwanderung, hatten meine kleinen Beine die Feindseligkeit des Raumes arg zu spüren bekommen, und das „Gespenst“ hatte, hämisch, wie diese Art Wesen sein soll, mit

seinem Erscheinen bis zum Äußersten gezögert. Heute hatte es sich mir entgegen zu bemühen und von der Höhe des Wagens meinen huldvollen Gruß zu empfangen. Wenn der Plattdeutsche vor einer Aufgabe seine stolze Überzeugung von der Mühelosigkeit ihrer Lösung ausdrücken will, so sagt er wohl bildlicherweise: „Dat kann ik in Sitten hebban“. Heute war ich der Herr; heute konnte ich buchstäblich „alles im Sitzen haben“.

Nun aber, da wir in die zweite Hälfte der Waldfahrt eintraten, drängte sich wieder die Frage vor: „Sind die Hegepforten offen?“ Wie, wenn der Förster, vielleicht von dem Gespenst unheilvoll inspiriert, nach der Brammer Seite hin tückisch abgeschlossen und so uns Vertrauensselige in einen Hinterhalt gelockt hat, um uns auf die Art zu zwingen, vom Ende des Geheges, und also vom Ende der Welt her, über Petersburg den Weg nach Klein-Vollstedt zu suchen? Da aber wird an der noch fernen Wegbiegung vor uns ein einsamer Wanderer sichtbar, dem Hans Vollert mit der ganzen Gewalt seines braunen Baritons die uns bedrängende Frage entgegenschleudert: „Sünd de Hægporten apen?“ „Apen“ schallt es von drüben so zurück, daß der Gedanke an ein Echo jede Berechtigung verliert. Die kritische Phase der Fahrt liegt hinter uns.

Bei der Ankunft erübrigte sich für dieses Mal die sonst übliche teilnehmende Frage, die der Großvater an mich richtete: „Kunnst ok all herharren?“ —

Nach einem langen, festlichen Tage mußte doch endlich mit den Zurüstungen zur Heimfahrt begonnen werden, obwohl gerade unserm Fuhrmann des Groggs wegen der dazu nötige Entschluß am allerschwersten fiel. Sein Gesicht zeigte eine so besondere Rötung, und nur die Erwägung, daß am Ende Vater Peters' Wohnstube doch kein Krug sei, mochte ihn stark machen gegenüber der Versuchung zum Singen seines Lieblingsliedes, mit dem er einst auf der Luhnstedter Feuerwehr-Bühne einen großen Erfolg gehabt hatte: „Ich bin Schramm. Wer kennt mich nicht?“

Ja, wir kannten Hans Vollert, und darum wäre es ein Wunder gewesen, wenn sich bei den nun wirklich beginnenden Zurüstungen zur Abfahrt herausgestellt hätte, daß keine weiteren Abenteuer zu gewärtigen seien. Die Wagenlaternen, von denen Hans am Morgen mit königlicher Bestimmtheit behauptet hatte, sie

seien im Kasten, waren dort nicht auffindbar, und der gute Mond nicht nur, sondern auch alle Sterne schienen uns jeden Dienst versagen zu wollen.

Wenn sich nach der Sommersonnenwende das Abnehmen der Tage zum ersten Mal bemerkbar machte, so pflegte unser Vater zu sagen: „Nu geiht werr bargdal. To Großvadder sien Geburtsdag is't Klock acht düster.“ Der autoritäre Ton, in dem das gesagt wurde, bestimmte mich zu der Annahme, es müsse zwischen den beiden Tatsachen die Unverbrüchlichkeit eines kausalen Zusammenhangs bestehen, und da heute unbezweifelbar Großvaters Geburtstag war, konnte man von diesem Faktum, das doch dies frühe Dunkelwerden verursacht hatte, unmöglich gleichzeitig verlangen, daß es das eben Bewirkte nach unserem Belieben rückgängig mache.

So ging es hinaus in die Dunkelheit einer lauen Nacht. Unter der Nachwirkung des Grog sprach unser Fuhrmann noch lauter und aufgeräumter als sonst. Die Pferde schienen ihren Weg wohl zu wissen. Allgemach klangen mir die Reden der Großen leiser und leiser. Zuletzt sanken sie herab zu einem fernen, unverständlichen Gemurmeln, und ich schlief ein. In den Pausen kurzen Wachseins bestaunte und genoß ich die mir verliehene Möglichkeit, im Schlaf, bei völliger Untätigkeit des Leibes und der Seele, den Raum zu bezwingen. Sicher ruhte ich im Schoß der guten Mächte, die es den Ihren im Schlaf geben.

Als ich wieder einmal erwachte, war das Dunkel undurchdringlich schwarz geworden. Ein eigenartiges, hohles Brausen brandete von beiden Seiten an unser preisgegebenes Gefährt heran, und ich verstand, daß wir uns — mit letzter Vorsicht — durch das Brammer Gehege vortasteten. Wie spät mag es sein? Ist schon die bedenkliche Stunde da, die vielleicht dem Gespenst erlaubt, seinem Kerker im Baum zu entsteigen und im Walde allerlei Allotria zu treiben, zum Beispiel einem friedlichen Gefährt einen Radbruch zu besorgen? Aber da sind die Stimmen der Großen, von denen Beruhigung ausgeht, wengleich meine Mutter ihrem alten Freunde Hans ebenso energische wie besorgte Vorhaltungen macht, deren lächerliche Unbegründetheit dieser indessen mit prahlerischen Worten nachweist. Einen Augenblick sehe ich noch an den Bäumen wie an nahe zusammengrückten schwarzen

Mauern empor, zwischen denen ein Streifen sternlosen Himmels erkennbar bleibt. Wieder überlasse ich mich dem Schlaf.

Und plötzlich geschieht es! Unser Gefährt gerät in den Graben, wirft seine aufschreiende Menschenlast durcheinander und bleibt dann gefährlich geneigt stehen, ohne uns jedoch in die Ungewißheit hinausgeschleudert zu haben. Wir müssen absteigen, und während Hans Vollert sich bemüht, das Fahrzeug wieder flottzumachen, setzt ihm meine sehr beredte Mutter mit ihrem Hohn zu. Aber Hans ist in seiner guten Laune nicht zu beirren. Er weist „Marieken“, der „alten Deern“, wie er sie nennt, mit großem Scharfsinn nach, wie nur seine nie erlahmende Umsicht, sein wagenlenkerisches Geschick Schlimmeres, ja, das Schlimmste, zu verhindern gewußt, und daß er sich von ihr heißen Dankes eher als schnöder Redensarten versehen habe. Dann konnten wir unsere Plätze wieder einnehmen, und vorsichtig ging es weiter. Als aber Wolkenhaars Koppel erreicht war, als das bedrohliche Schwarzdunkel hinter den Hegepforten zurückbleiben mußte, war dies Abenteuer, dessen konnte man sicher sein, durchaus noch nicht abgeschlossen. Es stand nur erst sozusagen in seinem Rohbau da und harrte der wohnlichen Ausgestaltung, die ihm in den heiteren Gesprächen kommender Winterabende vorbehalten blieb. —

Einer anderen Fahrt nach Vollstedt entsinne ich mich, die allerdings mit Hans Jahn unternommen wurde und schon aus diesem Grunde minder festlich ausfallen mußte. Außerdem handelte es sich darum, für die Erfordernisse der Werkstatt Eichenholz zu holen, und dafür konnte kein leichtes, gefedertes Fuhrwerk, sondern nur ein alltäglicher Bauernwagen in Betracht kommen. Als auf der Heimfahrt ein Sprühregen einsetzte, bereitete mir der Vater im Stroh zu seinen und des Fuhrmanns Füßen ein warmes Nest, das er mit einer Leinenplane überdachte. In der warmen Geborgenheit meiner „Höhle“ war mir unbeschreiblich wohl, und dies Geständnis wage ich, obwohl ich weiß, welcherlei Betrachtungen Psychoanalytiker daran knüpfen können. Zwischen den Brettern des Vorderschotts waren die Fugen breit genug, um mir jederzeit die Bestimmung des „Standortes“ zu ermöglichen. Ich meinte sogar, das hereindringende Licht müsse zum Lesen ausreichen, wenn man das Buch unmittelbar

unter einen Spalt hielt. Und nun bedauerte ich sehr, kein „Märchenbuch“ mitgenommen zu haben; denn dies erschien mir als eine kaum überbietbare Bestätigung menschlicher Würde und Freiheit: zu lesen, während dienstbare Mächte für mich die Überwindung des Raumes übernahmen. Es mag mich dunkel die Ahnung bewegt haben, daß sich auf solche Art ersparte Kraft und ersparte Zeit unmittelbar für das Leben der Seele nutzbar machen ließen. Und wie schön war der Gedanke, in meiner Höhle vor zudringlichen Blicken sicher zu sein! Daß man durch Lesen am hellichten Tage und in aller Öffentlichkeit den dörflichen Wohlanstand verletzen kann und also Strafe in der Form spöttischer Reden verwirkt hat, das war mir zu meiner Bestürzung schon klargemacht worden. Im Dorf gilt das Lesen als ein Laster, und darum ist es besser, ihm heimlich zu frönen. —

Aber noch einmal trete Hans Vollert, der Unvergleichliche, als mein Vetturino auf den Plan! Im späten Sommer sprach er einmal beiläufig von seinem Plan, den Rendsburger Herbstmarkt zu besuchen. „Hans“, fragte meine Mutter mit plötzlichem Entschluß, „hättest du dann nicht einen Platz auf deinem Wagen für mich, und vielleicht auch für den Jungen?“ Und darauf der Gute in hoher Emphase: „Marieken, alte Deern, und wenn kein Luhnstedter den Rendsburger Markt zu sehen bekommt, du wirst ihn sehen. Dafür laß mich sorgen! Aber das sage ich dir: wer um Punkt sieben Uhr nicht auf meiner Hofstätte ist, der hat das Nachsehen.“

Am Morgen des ersehnten Tages legte meine Mutter bei der Erledigung ihrer Hausarbeiten einen Gleichmut und eine Lahmheit an den Tag, die mich aufs höchste befremden mußten. Als ich sie an das Gefahren bergende Geheiß erinnerte, um sieben Uhr spätestens auf der Hofstätte zu sein, antwortete sie nur mit einem spöttischen Lachen, das sagen zu wollen schien: „Ach, Gerichtsdiener Schramm! Wer kennt ihn nicht?“

Sie kannte ihn, und als wir mit einer für mich tief beunruhigenden Verspätung endlich die vielberedete Hofstätte betraten, lag diese denn auch in ihrer habituellen Unaufgeräumtheit so verlassen da, daß das Schlimmste zu befürchten stand. Aber meine Mutter kannte ja ihren Schramm und blieb völlig ruhig. Wir

betraten das Haus von der großen Diele her, und erst an ihrem oberen Ende stießen wir auf das erste menschliche Wesen, auf Gretjen, eine Schwester des Bauern, ein verhutzelttes, unwahrscheinlich gekrümmtes Weiblein. Meiner Mutter Frage: „Ist der Bauer schon aufgestanden?“ beantwortete sie mit einer für mich unverständlichen Lautproduktion, der jedoch eine Bejahung der Frage allenfalls zu entnehmen war.

Wir fanden den Gesuchten, mangelhaft bekleidet, auf dem Sofa hinter dem Frühstückstisch in der Stube, deren Unaufgeräumtheit der Aufgeräumtheit unseres Freundes nichts anzuhaben vermochte. Er setzte fortissimo mit einem Erzählen ein, das mir heute als zeitraubend wenig genehm war. Nach und nach wurden auch andere Hausbewohner sichtbar; aber in der Lässigkeit der Reden und Bewegungen war nichts zu erkennen von der Absicht, den Rendsburger Markt zu besuchen. Nach einer qualvoll langen Zeit kam dann doch wie ganz nebenher die Rede darauf. Und nun stellte sich heraus, daß die Rösser einstweilen unangefochten auf einer fernen Koppel grasten, der Wagen hochnotwendig noch geschmiert und das Pferdegeschirr an der sattsam bekannten Stelle, wenn auch nicht mit dauerhaftem Leder, so doch vorläufig mit „Sackband“ *noch* ausgebessert werden müsse. Harte Prüfungen standen also meiner ohnehin versagenden Geduld noch bevor. Während die großen Vollert-Jungen draußen Rosse und Wagen in Ordnung brachten, in eine sogenannte Ordnung, muß man schon sagen, vervollständigte der Bauer seinen Anzug, und ich war meiner Mutter tief dankbar, als sie resolut Nadel und Faden forderte, um ein paar gefährlich baumelnde Knöpfe zu befestigen... Schließlich kamen die langwierigen Vorbereitungen doch an ihr Ende, und nun irrte nur noch der achtzehnjährige Vollert-Sohn, der an der Fahrt teilnehmen sollte, bereits mit Mütze und Überzieher angetan, aber noch unbekleideten Fußes durch das Haus und schrie nach Strümpfen. Dieses Bild hat sich meiner Mutter tief eingepägt. Es empfahl sich ausnehmend ihrem Sinn für das Groteske und kennzeichnete außerdem die etwas „bunte Wirtschaft“ im Hause ihres Freundes. Wenn sie — was später noch oft geschah — darauf zurückkam, rissen ihre Worte zwischen „Mütz op un Övertrecker an“ und „plattbard op'n Zement“ die gähnende Kluft grotesken Widersinns auf.

Da man im Hause Hans Vollerts die Arbeit, die im letzten Grunde auf Überwindung des Raumes hinausläuft, mit unerschütterlicher Gelassenheit betrieb, so stand hier ein Zeitüberschuß zur Verfügung, der, wenn auch nicht eben immer dem Leben der Seele — dies wäre zuviel behauptet — so doch der Gemütlichkeit zugute kam, und auch diese ist ein schätzenswertes Ding.

Wie lange das aufregende Warten gedauert haben mag, weiß ich nicht zu sagen. Ich sehe auf das Erlebnis noch heute mit den Augen des Kindes zurück und muß darum wider besseres Wissen des Wartens Zeit auf runde drei Stunden schätzen.

Vom Markt und seinen Freuden soll hier nicht die Rede sein. Früh kam die Dämmerung des ereignisreichen Tages, und wenn sich Hans Vollert auch leidlich pünktlich in Thuns Gasthof einfand, wo er, wie alle Luhnstedter, „ausspannte“, so war damit baldige Heimfahrt noch nicht gewährleistet. Denn nun verlangte der Grog sein Recht, das Hans ihm einräumte, ohne sich dabei durch die abwechselnd flehenden und höhnischen Reden meiner Mutter sehr beirren zu lassen. Und wenn endlich der Befehl zum Anspannen gegeben und ausgeführt war, so gab es in der Durchfahrt noch einen letzten Aufenthalt, wenn, aus einem dunkeln Winkel sich lösend, ein Mann verkommenen Aussehens, dem ein Kranz wirren brandroten Haares die faltige Glatze umgab, sich mit flehentlich geflüsterten Worten an Hans Vollert heranmachte. Im ungewissen Licht der diesmal nicht vergessenen Wagenlaterne sah ich das verwüstete Gesicht des stadtbekanntem Eckenstehers, der zum Kummer und zur Demütigung des Rendsburger Patriziertums, dem er entstammte, hier *seine* Marktgeschäfte betrieb. Mich faßte der Schauer vor einer menschlichen Verworfenheit, die sich zu meiner Beunruhigung auch schon an anderer Stelle aus ihrem Höllendunkel frech in den festlichen Glanz des Tages gedrängt hatte. Der Verkommene tat — und damit hatte er gewiß auch gerechnet — bei Hans Vollert keine Fehlbitte. Unter dem Gelächter unseres Freundes und den eifernden Vorhaltungen meiner Mutter rasselte der Wagen durch den Torbogen auf die Königstraße hinaus. „Pfui, Hans! Wie konntest du das tun?“ schalt sie. „Der Kerl ist ja doch ein Suupjekt misamts einem Prä-

dikat, sagte Trina Lebang, da lebte sie noch.“ Mit dieser hingeworfenen Redensart, die sie in ihrer Jugend irgendwo aufgehoben hatte, bezeichnete meine Mutter immer den höchsten Grad der Verfallenheit an den Trunk. Aber Hans lachte weiter und zeigte sich moralischer Betrachtungsweise des Lebens abgeneigter denn je. Sein Grundsatz war: leben und leben lassen, was im vorliegenden Falle so viel hieß wie: Grog trinken und Fusel trinken lassen.

Als wir auf der Katzheide waren, setzte Regen ein. Wir hüllten uns in Decken und Tücher und setzten der beginnenden Ernüchterung, die bei uns andern denn doch etwas anders beschaffen war als bei Hans Vollert, unsern Gesang entgegen. Und da es nun Abend geworden war, wir so friedesam über die Katzheide dahinfuhren und für den nächsten Tag nicht eben die festlichen Erregungen des heutigen zwar, aber doch die auch sehr schätzenswerte Geborgenheit im Gleichmaß des dörflichen Lebens zu gewärtigen hatten, so sangen wir:

„Ahnungsgrauend, todesmutig  
bricht der große Morgen an.  
Und die Sonne, kalt und blutig,  
leuchtet unsrer blut'gen Bahn.  
In der nächsten Stunde Schoße  
liegt das Schicksal einer Welt,  
und es zittern schon die Lose,  
und der eh'rne Würfel fällt.“

Es kam keinem in den Sinn, hier etwas lächerlich und unangebracht zu finden. Die Verse meines geliebten Theodor Körners und die getragene Melodie waren schön, und es kam doch nur darauf an, dem schönen Tag ein schönes Ende zu sichern. In der rührenden Verfallenheit an den Zauber des Wortes und der Melodie hatten Marieken und Hans in ihrer Jugend die Grundlage einer Lebensfreundschaft gefunden. —

Aber trotz allem: das Schicksal war auf dem Wege. Wenig mehr als ein Jahrzehnt später hörte ich in mir das „Bundeslied vor der Schlacht“ wie von Trompeten und Posaunen geblasen. Am 23. August 1914, in der Frühe eines kühlen, nebligen Sonntags, zogen wir über die Heide vor Mons dem ersten Zusammenprall mit der bewaffneten Macht Englands entgegen. Da lag, fern aller poetischen Übertreibung, Beschönigung und Verschlei-

rung, vor uns „in der nächsten Stunde Schoße“ hart und klar „das Schicksal einer Welt“.

Schicksal jedoch war vorerst nicht mehr als ein dunkles Wort. Denn obwohl mir, dem kleinen Schleswig-Holsteiner, durch die Ereignisse der Jahre 1848–1871 der geschichtliche Ort meines kleinen Daseins mit einiger Bestimmtheit zugewiesen war, lebte mein Dorf doch zugleich noch in halb archaischen Formen. Die Vereinigung dieser Dinge gelang mir um so leichter, als ich sie in ihrer Widerspruchsnatur gar nicht erkannte. Das Zeitalter des Verkehrs hatte sich uns noch kaum angezeigt. Jede höher geartete Form der Raumbeziehung war noch ehern an die Verwendung von Pferd und Wagen geknüpft, die selbstverständlich eine ernste und ehrwürdige Sache war, sich aber nach dörflichem Empfinden durch die Prätension der Bezeichnung „Verkehr“ eher lächerlich gemacht hätte.

Als Vorläufer des „veloziferischen“ Zeitalters tauchte allerdings in diesen Jahren das Veloziped bei uns auf. Dieser Name behauptete sich auch dann noch, als eine verbesserte, handlichere und größere Sicherheit verbürgende Form dieses Fortbewegungsmittels schon lange die schlichte Bezeichnung „Fahrrad“ führte. Vielleicht wollte man durch das Beharren auf dem Fremdwort dem Fremdling im Dorf das Bürgerrecht versagen. Denn selbstverständlich war gegenüber der Maschine waches Mißtrauen am Platz.

Die Nortorfer Postboten rühmten wohl überschwenglich den Zeitgewinn, den ihnen das Veloziped ermöglichte, und einer von ihnen, der zungenfertige Petersen, machte sich anheischig, „auf ebener Chaussee“, so zwischen Nortorf und Bargstedt, das beste Pferd Luhnstedter Zucht im Wettrennen weit hinter sich lassen. Aber wer war Petersen-Post? Ein Prahlhans und Windbeutel! Und wenn er auch in dem Gerede von „Zeitgewinn“ durch seine Kollegen bestätigt wurde, so stand dem die merkwürdige Tatsache gegenüber, daß die ersten Luhnstedter Veloziped-Besitzer Leute waren, für die nicht die geringste Nötigung bestand, mit Zeit zu geizen. Der Lehrer zum Beispiel und der Meiereiverwalter hatten freie Zeit im Überfluß, und eben um diese zu „vertreiben“ wie eine lästige Fliege, schafften sie sich ein Spielzeug an, über das gesetzte Leute denn doch nur lächeln konnten.

Wer nicht weiß, wohin mit überflüssiger Zeit und überflüssigem Geld, der läßt sich mit dem Teufel ein und begibt sich in die Gefahr, eines Tages irgendwo mit gebrochenem Genick aufgefunden zu werden. Dazu kam es nun freilich nicht; aber Meierist Boie wußte doch sehr aufregenden Bericht von allerlei Abenteuern zu geben. Waren dem noch unerfahrenen Fahrer nicht eines Tages, als er von der Höhe des Ziegelberges auf Bargstedt zurollte, die Pedale aus der Gewalt geraten, so daß er sich, wie er sagte, „tot im Sarge“ gesehen habe? Das Wort „Höllenfahrt“ klang in seinem Munde nur noch halbwegs bildlich. Ein anderes Mal war er bei Wisbeck kopfüber in eine Weißdornhecke geflogen, und zwar genau an der Stelle, die er schon aus einer Entfernung von hundert Metern widerwillig zwar, aber doch wie höherem Spruch gehorsamend, dafür ausersehen hatte.

Vom Fahrrad ging für mich eine fast unheimliche Faszination aus. Die Mutter überlieferte mir meine frühe, aber äußerst entschiedene Willenskundgabe: „Flozipeh wüll'k ok hebben!“ Das Vermögen, sicher dahinzufiegen auf blitzender Maschine, die, wenn man sie sich selbst überläßt, sofort umfällt, hatte unbedingt auch hohen artistischen Rang. In meinem Abendgebet trug ich oft dem lieben Gott meinen Wunsch vor, ein „Flozipeh“ zu besitzen. Aber er rührte sich nicht, und ich wurde deswegen an seiner Güte nicht irre; denn auch mein Vater, an dessen Güte ich doch nicht zweifeln konnte, machte keinerlei Anstalten zum Kauf eines Fahrrades, obwohl er mein Verlangen sehr wohl kannte. Eines Abends aber setzte ich dem himmlischen Vater mit theologischen und anderen Spitzfindigkeiten energischer zu. Ich erinnerte ihn an seine Aufforderung: „Rufe mich an in der Not!“ Und eine Not lag doch unbestreitbar vor, nachdem mir mein Vater sehr ernst erklärt hatte, zum Fahrradkauf fehle es ihm jetzt und in aller Zukunft an Geld. Ich packte den lieben Gott bei der Ehre und hielt ihm vor, in Anbetracht seiner Allmacht könne es ihm doch nichts ausmachen, mir in dieser Nacht ein „Flozipeh“ in unsern Torfstall zu stellen.

In der Exaltation dieser Abendstunde schien mir meine Beweisführung so zwingenden Charakters zu sein, daß selbst Gott sich ihr wohl werde beugen müssen. Am nächsten Morgen schlich ich mich aber doch ernüchert und von Zweifeln stark geplagt in den

Torfstall. Mein Gebet war nicht erhört worden. Ich beugte mich dieser Entscheidung ohne prometheisches Aufbegehren, dazu vielleicht angehalten von einer dunklen Ahnung, daß mein Gott seine deistische Artung durch diese handgreifliche Einmischung ins Luhnstedter Dorfgeschehen selbst in meinem Fall nicht willkürlich verleugnen dürfe.

Später habe ich dann mein Fahrrad bekommen, und ich weiß viel zu seinem Ruhme zu sagen. Es hat mich getragen, wenn ich, zuweilen von der Quelle bis zur Mündung, dem Lauf deutscher Ströme folgte, *der* Ströme zumal, denen Hölderlin seine großen Hymnen gewidmet hat; es war mir Gefährt und Gefährte, als ich hinter den Strömen, den wunderbaren Naturgegebenheiten, endlich die mythischen Wesenheiten entdeckte, die der Sänger in ihnen sah.

Habe ich nicht in jener Nacht meiner Knabenjahre eher mit dem Teufel gehandelt, als mit Gott mich besprochen? In dem Verlangen nach dem „Flozi-*peh*“ hielt der Teufel meinen kleinen Finger. Aber die ganze Hand hat er doch nicht bekommen, und das heißt zu deutsch: den Besitz eines Kraftwagens habe ich nie erstrebt. Mag meinerwegen die Welt dazu sagen: „Nicht einmal so weit hat er's gebracht!“

Den Kilometer-Guillotinen neuester Konstruktion gelingt es jetzt schon, in einer Stunde mehrere Hekatomben ihrer Opfer abzutun. Wozu die Metzerei? Was gedenkt man mit der gierig errafften Zeit anzufangen? Stimmt es? Ist wirklich der vormals so naiv-pausbäckigen, vulgären Weisheit des „time is money“ neuerdings ein wenig schon von der Blässe der Selbstbesinnung angeflogen? Es wird gesagt, Zeitgewinn durch immer schnellere Raumüberwindung stehe ja nicht nur als Gesetz über dem Erwerbsleben, sondern beherrsche auch das völlig vom Zweck gelöste Treiben des Menschen im Sport und Spiel. Er übe nicht nur seine Macht über den homo economicus aus, und es müsse demnach mit ihm doch wohl eine tiefere und allgemeinere Bewandnis haben. Sport und Spiel! Die beiden Wörter bezeugen ihre Zusammengehörigkeit ja so angenehm-ohrenfällig durch die Alliteration. Das „Und“ gibt sich harmlos unverfänglich, als sei es rein koordinierend tätig. Aber hört ihr nicht das Knirschen einer Schaufel tief im Erdgrund? Ganz recht! Das „Und“ ist an

der Arbeit; es wirft hier einen tiefen, antithetischen Graben aus. Was Spiel ist, kann ein Kind uns lehren: völliges Hingegen- sein an ein zweckfreies Tun. Es hat dabei keine Gegner, sondern höchstens Gefährten. Eben wegen ihrer prallen, dinglichen Ge- fülltheit scheint dem Kinde die Stunde als Zeitmaß eine Leere zu sein, eine gläserne Hohlkugel, in deren Inneres keine Hand ein- dringen, an deren Oberfläche sie nicht fest werden kann. Im Sport hingegen ist die Stunde bis ins Letzte gegliedert: ein Tausendfüßler mit 3600 Sekundenbeinen, und es kommt darauf an, dem Gegner den zehnten Teil einer solchen Beinlänge abzu- gewinnen. Dann ist der Rekord gebrochen.

So stürmen wir empor auf die Höhen, auf die Rekord-Höhen des Lebens. Ach, täten wir nicht besser, uns in seine Tiefen zu versenken?